

Predigt am 2. Sonntag nach Epiphania, 18. Januar 2026
in der Rostocker Ufergemeinde Schmarl/Groß Klein
über Jeremia 14, 1-9
(Pastor Jörg Utpatel)



Foto: pixelio_ChristopherMuschitz

Liebe Schwestern und Brüder!

Manchmal sagen mir Gemeindeglieder: „Die Bibel zu lesen: Das ist aber gar nicht so leicht.“ Und tatsächlich: Manches darin ist nicht nur schwer verständlich. Manches ist auch schwer verdaulich. Vor allem im Ersten, im Alten Testament ist Gewalt allgegenwärtig. Aber auch die Gottesvorstellungen sind sehr widersprüchlich. Z.B wenn Gott Abraham den Auftrag gibt: „Opfere deinen Sohn.“ Oder wenn er das Heer des Pharaos im Meer ertrinken lässt. Oder wenn er die Sintflut schickt. Dann aber sagt wieder:

„So etwas werde ich nie wieder tun.“

Ja, das ist oft schwer verdaulich.

Aber gerade darum auch sehr lebensnah. Denn bis heute sind ja auch **unsere** Geschichten mit Gott und den Menschen oft doch unbestreitbar schwer verdaulich. Und auch unsere Geschichten sind leider ja oft voller Gewalt.

Das muss ich nicht weiter ausführen.

Der Unterschied zu den biblischen Zeugnissen ist: Bei unseren Erzählungen des Lebens geben wir Gott nur noch selten eine Rolle. Er kommt heute nicht mehr vor: Weder als Verursacher von Unheil. Noch als Verursacher von Heil.

Die biblischen Zeugen haben von ihrem Glauben berichtet. Sie haben uns ihr Glaubens-Erbe hinterlassen.

Und Sie haben das aus einem bestimmten Grund getan: Weil sie uns einladen wollten in ihren Glauben. Einladen in ihre Sicht der Dinge. Und in dieser Einladung sagen sie: „Gott spielt eine Rolle.“ In den letzten Sätzen unseres Predigtwortes heißt es deshalb:

Du bist doch mitten unter uns, Gott!

Liebe Gemeinde!

Die Lebenslage der Einwohner von Jerusalem und der Bürger Israels legt zur Zeit des Propheten Jeremia eigentlich genau das Gegenteil nahe: Nämlich, dass Gott überhaupt nicht mehr da ist. Schon gar nicht mitten unter ihnen.

Wir haben es gehört: Eine unermessliche Dürre hat das Land ergriffen.

**Der Ackerboden ist ausgedörrt, weil kein Regen fällt.
Selbst die Hirschkuh lässt ihr Neugeborenes im Stich,
weil sie kein Grün mehr findet.
Die Wildesel stehen auf kahlen Bergen
und schnappen nach Luft wie Schakale.
Ihr Blick ist erloschen, denn es gibt nichts mehr zu fressen.
Die Reichen schicken ihre Diener zum Wasserholen,
doch mit leeren Krügen kommen sie zurück.
Auch die Bauern sind verzweifelt und verhüllen ihr Gesicht.**

Die Wasserkrüge und die Wasserquellen sind versiegt. Die Leute verhüllen ihr Gesicht vor Verzweiflung.

Im Bibelgesprächskreis kamen uns solche Fotos in Erinnerung: Wie in mancher Gegend Afrikas auf den von der Trockenheit aufgerissenen Böden die Kadaver verdursteter Tiere liegen.

Sogar hier in unserem Land gab es schon solche trockenen Ackerflächen. Sogar in unserem Land wird manches Mal schon das Wasser knapp.

Vor zwei Wochen fiel in einigen Stadtteil Berlins der Strom aus. Wie sehr sind die Leute dort an ihre Grenzen gekommen! Keine Heizung. Kein Internet. Kein Kochen möglich.

Und vorige Woche dann der erste Schneefall des Jahres – zwei Tage nur. Aber er hat vieles zum Erliegen gebracht. Die ersten Hamsterkäufe hatten wieder begonnen. Äußere Not schlägt ganz schnell um in innere Nöte und Ängste.

Und natürlich: Auch bei uns und für uns gibt es manche Durststrecke. Die sind äußerlich nicht so lebensbedrohlich wie bei denen in den ärmsten Ländern der Welt. Und dennoch kommen auch wir mit unserem Leben manchmal an genauso einen Punkt: Mitten in eine Dürre.

Gerade in diesen Tagen und Wochen bin ich auffällig vielen Gemeindegliedern begegnet: Die sind am Ende. Sie wollen oder können eigentlich nicht mehr weiter leben. Oder sie sehen keinen Weg mehr vor sich. Und von wie vielen weiß oder ahne ich das gar nicht?

Was bedeutet das für diese Menschen? Und was bedeutet das für ihre Angehörigen? Dass da kein Weg mehr ist? Die Ackerböden sind ausgedörrt, weil kein Regen fällt.

Ja, so manches Mal brauchen wir neues Lebenswasser. Regen auf unsere Felder. Und dann kommt nichts.

Liebe Schwestern und Brüder!

Bis hierher sind wir gemeinsam unterwegs mit den leidenden Menschen zu biblischer Zeit. Wir klagen mit ihnen.

Aber von hier aus geht Ihre Einladung an uns: Bleibt nicht stehen in eurer Klage. Macht es wie wir: Betet!

Vielleicht glaubt ihr nicht mehr an den Nutzen von Gebeten. Vielleicht habt ihr schon alle Hoffnung in die Tonne gehauen. Weil es nicht gleich hilft.

Vielleicht fällt danach auch tatsächlich kein Regen auf die ausgetrockneten Felder. Vielleicht kommt dennoch die Depression wieder. Oder der Krebs oder der Streit in der Familie. Und Friede ist nicht in Sicht.

Unsere biblischen Zeugen (in diesem Falle der Prophet Jeremia) sagen: „Betet trotzdem.“

Ihr glaubt vielleicht: „Wir können nichts mehr tun.“ Aber auch Beten ist ein Tun. Wie wir es im Advent gehört und gesungen haben:

**„Seht auf und erhebt eure Häupter,
weil sich eure Erlösung naht.“**

Im Bibelgesprächskreis sagte jemand: „Ja wir richten uns auf im Gebet. Äußerlich und innerlich.“ Ist das etwa nichts?

Dabei können und sollten wir alles in die Waagschale werfen. Auch das, was wir an unserer Lage selbst verschuldet haben. Jeremia betet für sein Volk so:

**Oft haben wir uns von dir abgewandt, Gott.
Aber du bist unsere einzige Hoffnung,
du allein kannst uns retten wenn wir in Not sind.**

Und wir können mit ihm in die Waagschale werfen:

**Wir sind doch dein Volk, Gott.
Du hast uns zu deinem Eigentum erklärt.**

Und wir können unsere Zweifel an Gott in die Waagschale werfen:

**Warum tust Du, als seien wir dir gleichgültig,
als wärst du ein Reisender, der nur für eine Nacht absteigt?**

Der Prophet packt Gott sogar bei seiner Ehre: Dass Gott sich doch wohl nicht blamieren will vor den Göttern der Nachbarvölker. Im Gebet können also alle Register gezogen werden. Gott wird unsere Anliegen durchschütteln und sie aussieben. Bei allem gilt: Vielleicht hilft unser Beten nicht. Vielleicht hilft es nicht sichtbar und erkennbar.

Aber nicht zu beten – das hilft ja erst recht nicht. Dazu gibt es einen spannenden Satz (Martin Luther und andere haben ihn weitergegeben):

„Bete, als ob alles Arbeiten nichts nützt,
und arbeite, als ob alles Beten nichts nützt.“

Liebe Schwestern und Brüder!

„Wenn die Not am größten“ – so zitierte jemand im Bibelgesprächskreis ein anderes Wort: „Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten.“

Das klingt sicher recht pastörlisch. Und verständlicherweise werden wir auch belächelt für solchen Glauben. Vielleicht für naiv gehalten.

Aber das muss uns ja nicht davon abhalten – nämlich nicht davon: Dass wir uns aufrichten im Gebet: Damit Gott uns aufrichtet – innerlich und äußerlich.

Solches Beten beendet nicht von jetzt auf gleich jede Not. Aber es kann mich verändern. Mir wieder innerliche Kraft geben.

Lasst uns darum die Einladung unser Vorfahren im Glauben annehmen. Dafür müssen wir nicht einmal eigene Worte finden. Hier sind schon welche:

**Du bist doch mitten unter uns, Gott.
Verlass uns nicht.
Verlass mich nicht.**

Amen.